

Mutige Affenweibchen lernen besser

Verhaltensbiologie: Auf die Persönlichkeit kommt's an.

Von der Spinne bis zum Affen – auch Tiere besitzen ganz individuelle Persönlichkeitsmerkmale. Und es zeigte sich, dass sie sich gern mit jenen Artgenossen „anfreunden“, die ihnen ähnlich sind. Eine These besagt, dass entdeckungsfreudige und mutige Individuen unterschiedliche Lernaufgaben schneller lösen. Ein Team um die Verhaltensbiologin Vedrana Šlipogor von der Universität Wien hat untersucht, ob auch die kognitiven Fähigkeiten von Weißbüschelaffen von ihrer Persönlichkeit und Familienzugehörigkeit beeinflusst werden. Die Ergebnisse wurden nun im Fachmagazin *Scientific Reports* publiziert.

Familienbande hat Einfluss

Um herauszufinden, ob die Äffchen entdeckungsfreudig sind oder nicht, haben die Forscherinnen und Forscher ihre Reaktion auf seltsame Gegenstände und neues Futter beobachtet. Manche erkundeten dieses mutig, andere blieben schüchtern dem Reiz fern. Anschließend überprüfte das Team ihre Lernleistung mit verschiedenen Aufgaben. So sollten die 22 Tiere – Weißbüschelaffen – ähnlichen dem Menschen übrigen in vielen soziokognitiven Merkmalen – der Studie beispielsweise eine Verbindung zwischen gleich großen Objekten unterschiedlicher Farben und Formen herstellen.

Das Fazit: Insgesamt lernen die untersuchten Weibchen schneller als die Männchen. Die Ergebnisse haben zudem die anfängliche These bestätigt, dass Persönlichkeitsmerkmale das Lerntempo beeinflussen. Aber auch soziale Faktoren und die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Familienverband spielen offenbar eine Rolle. Das könnte möglicherweise nicht nur auf das gemeinsame Umfeld und gemeinsame frühere Erfahrungen, sondern auch auf die Genetik zurückgeführt werden, heißt es in der Studie. (cog)

Ein großes Hirn erhöht IQ kaum

Metaanalyse von 86 Studien deckt Trugschluss auf.

Seit über 200 Jahren wird in der Fachwelt über den Zusammenhang zwischen der Gehirngröße und dem Intelligenzquotienten (IQ) sinniert. Manche Forscher gehen davon aus, dass ein größeres Gehirn mit mehr Nervenzellen komplexere und schnellere Informationsverarbeitung ermöglicht – und damit mehr kognitive Leistung erbringen kann. Andere Theorien argumentieren, dass ein größeres Gehirnvolumen es Menschen eher ermöglicht, altersbedingte Ausfälle zu kompensieren.

Psychologinnen und Psychologen der Uni Wien zeigten nun in einer Überblicksstudie von 86 Untersuchungen mit mehr als 26.000 Versuchspersonen, dass dieser Zusammenhang überschätzt wird (*Royal Society Open Science*). Das Team kam zu dem Schluss, dass ein größeres Gehirn im Durchschnitt nur sechs bis acht Prozent der IQ-Unterschiede erklären kann. (APA/cog)

Schuberts Leben, Lieben und Leiden

Musikwissenschaften. Ein Projekt will das klischeegeprägte Bild Franz Schuberts korrigieren – durch ein besseres Verständnis von Zeit und Umfeld, aber auch durch neue digitale Möglichkeiten.

VON ERIKA PICHLER

Was wissen Sie über Franz Schubert? Eine Straßensbefragung brächte wohl etliche Gemeinplätze zutage, die zum Image eines genialen, aber verarmten und/oder verkannten Musikers gehören. Jüngere Befragte würden ihn vielleicht als Loser bezeichnen, ältere als unglücklichen Menschen, als der er etwa im 1950er-Jahre-Film „Dreimäderlhaus“ dargestellt wird.

Vieles davon ist objektiv unrichtig. Entgegen dem Stereotyp des wirtschaftlich Erfolgreichen bewies Schubert etwa viel Engagement, um seine Werke in die Öffentlichkeit zu bringen, wie die Musikwissenschaftlerin Andrea Lindmayr-Brandl betont. „Schubert the Successful“ nennt sich ihr aktuelles Projekt. „Er war teilweise sehr damit beschäftigt, Konzerte, in denen seine Werke vorkamen, vorzubereiten oder Werke gut für den Druck aufzubereiten. Seine Freunde haben sich deshalb gelegentlich in Briefen darüber beschwert, dass Schubert keine Zeit habe, sich mit ihnen zu treffen.“ Auch habe der Komponist begonnen, seine Liedtexte durch einen literarisch gebildeten Übersetzer in mehrere europäische Sprachen zu übertragen, möglichst im Metrum des deutschen Originals, um sie auch im Ausland bekannt zu machen.

Neue Wege, neue Sichtweisen

Lindmayr-Brandl lehrt als Professorin an der Universität Salzburg und gilt mit ihrer Habilitation und intensiven Forschung zu Schubert als führende Expertin auf diesem Gebiet. Hilfreich, um manches Klischee neu zu bewerten, sind für die Forscherin nicht zuletzt die umfassenden digitalen Datenbanken und Arbeitsweisen, die den Geisteswissenschaften heute zur Verfügung stehen. So könne die Diskussion über die vermeintliche Homosexualität des Komponisten heute wesentlich differenzierter geführt werden, als dies zuletzt vor 30 Jahren der Fall gewesen sei. „Die fast wichtigste Quelle, um Aussagen darüber machen zu können, sind die Briefe der Freunde. Um sie ana-



Franz Schubert in einer modernen 3-D-Rekonstruktion.

[Wikimedia/Hadi]

lyisieren zu können, muss man aber die Sprache jener Zeit verstehen.“

Dies sei früher zum Beispiel bei amerikanischen Forschern nicht der Fall gewesen; da sei etwa das „Ich liebe dich“ eines Briefwechsels unter jungen Männern durch primitive Übersetzungen falsch interpretiert worden. Zwar werde man auch anhand dieser Dokumente keine hundertprozentige Einordnung von Schuberts sexueller Orientierung vornehmen kön-

nen, sagt die Wissenschaftlerin. Dies sei jedoch ohnehin nicht das Ziel. Das Briefmaterial des Freundeskreises zu analysieren, sei – so wie viele Instrumente der Biografie – einfach hilfreich, um sich der Person und auch der Kunst Schuberts auf neue Weise anzunähern.

Eigene Kommission gegründet

Lindmayr-Brandl leitet die vor gut einem Jahr gegründete Kommission für Interdisziplinäre Schubert-

Forschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW). In diesem Gremium arbeiten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus verschiedenen Sparten der ÖAW zusammen, um neue Forschungsfelder aufzutun, ergänzt durch internationale Schubert-Forscherinnen und -Forscher etwa aus den USA, Irland, Frankreich und Deutschland. Zu den Aufgaben der Kommission gehört zudem, auch den Kontakt zur Öffentlichkeit zu pflegen – durch Veranstaltungen, frei zugängliche Publikationen und Stellungnahmen.

Man kommt diesem Auftrag beispielsweise durch Summerschools für Studierende aller Richtungen nach, in diesem Jahr zum erwähnten Thema unter dem Titel „Sexuality and Gender in Schubert's Time“. Für Dissertantinnen und Dissertanten bietet die Schubert-Kommission Workshops an, die sich mit Aspekten der Kunst und der Musik der Vormärz-Epoche beschäftigen – speziell im Umfeld Schuberts und des zur gleichen Zeit in Wien arbeitenden Beethovens.

Frauen im Kulturbetrieb

Ein anderes „Geschlechterthema“, das interdisziplinär beleuchtet werden soll, ist die Bedeutung von Frauen im Kulturbetrieb der Vormärz-Epoche. So sei in der Forschung bisher kaum berücksichtigt, dass etwa die bürgerliche Salonièr Caroline Pichler, in deren Salon auch Schubert verkehrte, selbst eine ambitionierte Schriftstellerin und aktive Musikerin gewesen sei, sagt Lindmayr-Brandl. Bei einem Konzert der in Wien gegründeten Hohen Gesellschaft adeliger Frauen zur Förderung des Guten und Nützlichen – nach heutigen Maßstäben wohl vergleichbar einem von Charity-Ladys veranstaltetem Event – sei immerhin der „Erlkönig“ uraufgeführt worden.

Derartige kulturelle Gestaltungsmöglichkeiten des weiblichen Teils der Gesellschaft jener Zeit in den Blick zu nehmen, hat sich die Jahrestagung der ÖAW-Kommission unter dem Motto „Women's Agency in Schubert's Vienna“ vorgenommen.

Wer geht nicht ins Museum?

Sozialwissenschaften. Gebildet, kulturinteressiert, gut situiert: So stellt man sich das klassische Museumspublikum vor. Ein Vorarlberger Forschungsteam hinterfragt das und sucht Gründe, warum Menschen nicht ins Museum gehen.

VON CLAUDIA LAGLER

Die Aufgabe ist gar nicht so einfach: Wie findet man heraus, warum Menschen nie ins Museum gehen? Schließlich kann man das ausbleibende Publikum nicht einfach am Museumseingang befragen, weil es dort ja gar nicht ankommt. Ein Forschungsprojekt der FH Vorarlberg will sich nun genau dieser Frage annehmen: Wer sind die Nichtbesucher? Dahinter steht die noch viel wichtigere Frage, welche Barrieren Besuchergruppen davon abhalten, das Kulturangebot wahrzunehmen.

Ziel ist es, diversere Publikumsgruppen zu aktivieren. „Im ersten Moment denkt man an die klassischen Bildungsbürger als Museumsbesucher“, sagt Fabian Rebitzer, Leiter der Forschungsgruppe Empirische Sozialwissenschaften der FH Vorarlberg. Aber schon bei genauerem Hinsehen stellt sich diese erste Annahme als falsch heraus. „Das Museumspublikum als einheitliche Gruppe gibt es nicht. Es ist sehr vielfältig“, sagt

Rebitzer. Da sind die Museen, die eher Familien ansprechen, und andere, die mit Kunst oder Volkskultur ganz andere Zielgruppen haben. Dazu kommen saisonale Effekte, wenn in einer Stadt oder Region viele Touristen unterwegs sind. Und trotzdem bleibt bei allem die Kernfrage, wer diese Angebote aus welchen Gründen nicht nützt. „Es gibt Gruppen, die gar nicht auf die Idee kommen, ins Museum zu gehen. Ein Ausstellungsbesuch ist als Möglichkeit der Freizeitgestaltung nicht präsent“, beobachtet Rebitzer. Diese Gruppen müssten erst ein Bewusstsein dafür entwickeln, dass Museen spannend sind und dort aktuelle Inhalte diskutiert werden.

Unterschiedliche Barrieren

Deshalb will Rebitzer mit seinem Team in einem ersten Schritt herausfinden, welche Gründe es gibt, nicht ins Museum zu gehen. Das kann von nicht attraktiven Ausstellungsthemen über architektonische Barrieren bis hin zur sprachlichen Aufbereitung von Inhalten

“Es gibt Gruppen, die gar nicht auf die Idee kommen, ins Museum zu gehen.“



Fabian Rebitzer, Sozialforscher, FH Vorarlberg

reichen. Auch sozioökonomische Gründe kommen infrage: Der Eintritt ist für manche Menschen zu teuer. Dazu kommt, dass sich durch die Coronapandemie das Freizeitverhalten verändert hat, Menschen haben sich andere Beschäftigungen erschlossen.

Um den verschiedenen echten und vorgeschobenen Barrieren auf den Grund zu gehen, sind Befragungen von Museumsbesuchern sowie von einer repräsentativen Stichprobe der Vorarlberger Gesamtbevölkerung geplant. Dabei soll es nicht nur um Museumsbesuche, sondern auch um Freizeit-

verhalten bzw. das Interesse an Kunst- und Kulturangeboten generell gehen. Weil es nach den Lockdowns noch Zeit braucht, bis sich ein halbwegs normales Nutzungsverhalten der Kultureinrichtungen wieder eingependelt hat, wartet Rebitzer mit diesem Teil der Untersuchung noch bis zum Herbst.

Zusätzlichen Aufschluss über die Barrieren werden begleitete Museumsbesuche von Menschen geben, die normalerweise den Ausstellungen fernbleiben. In qualitativen Interviews werden vor dem Besuch Erwartungen und Vorbehalte und danach die Eindrücke und Erfahrungen erhoben. Geplant sind auch Workshops mit Vertretern von Museen sowie Besucher- und Nichtbesuchergruppen.

Am Ende soll eine Art Werkzeugkasten entstehen, aus dem sich die Verantwortlichen in Museen jene Tipps und Maßnahmen aussuchen können, die ihnen helfen, in Zukunft ein diverseres Publikum anzusprechen – sowohl digital als auch ganz traditionell beim echten Ausstellungsrundgang. (Foto: FH Vorarlberg)